

22. 2. 1918

Heft 7 — 3. Jahrgang 1918

Einzelheft 15 Pfennig

Wierteljährlich M. 1,95

Deutschland zur See

Stadt-
bücherei
Elbing



Unabhängige Wochenschrift

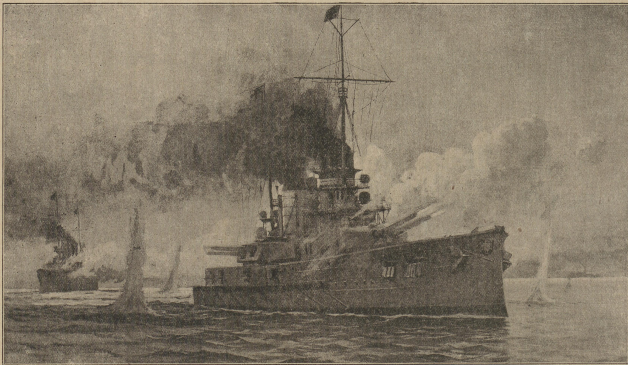
zur Förderung der deutschen Seegelung und der deutschen Flottenpolitik

Zeitschrift des Eingetr. Vereins „Marinedank“, Berlin SW 68

Herausgeber: Vize-Admiral a. D. Hermann Ritschhoff



Golfspiel an Bord eines Postdampfers



Zum Seegefecht vor den Dardanellen.

(Nach einem Bilde von W.)

Strohpangerkreuzer „Sultan Haby Selim“ („Göben“) und der kleine Kreuzer „Midilli“ („Breslau“) im Gefecht.

Monatsschau des Seefriege

[illegible]

Wenn das die deutschen Hülfsleute des Ozeans, wie man unsere überall sich herüberfindenden Raubboote nennen könnte, dank ihrer fleißig wachsenden Leistungsfähigkeit auch in der Lage sind, die ihnen nun gestellte Aufgabe mit dem gewöhnlichen Schnelz zu erfüllen, dafür belohnen unsere Gegner gerade jetzt ein überzeugendes Beispiel zu stellen, indem Korvettenkapitän Kroschel in kurzer Fahrt sein A-Boot bis nach den Kapverdischen Inseln führte, dort im Hafen von Porto Grande zwei große brasilianische (ebenfalls deutsche) Dampfer auf den Meeresgrund hinabstieß und nach Verleugung

von insgesamt 45 000 Tonnen glänzend in die Heimat zurückgeführt. Eine Glanzleistung erster Ordnung, die unsere höchsten Erwartungen um unser Feinde schlimmste Befürchtungen um ein Erfolgesloses übertrifft. Wenn diese rund 8000 Kilometer, welche die Hin- und Rückfahrt zu den Rappbierschen Feinleichen betrafen, unseren All-Booten ein Hemmnis mehr zu erfolgreichem Wirten bieten, so liegt das nicht an der Natur, sondern an der ungünstigsten Zeit, zu welcher die Expeditionen, doch viel früher oder später das hohe Ziel, die Niederbringung Albions, erreichen werden.

Das zweite der oben herorgehobenen Segnergebnisse war der Streifzug, den ichselbst



Karte zur Sperrgebietserweiterung
vom 11. Januar 1918

deutsche Streikkräfte am 14. und 15. Januar durch die fälschliche Vorrede gegen das Rüstungsgebot der Zentrale unternommen. Wie es in dem deutschen Admittalsabschreibetl bezeichnendweise heißt, „trafen sie weder feindliche Kriegsschiffe noch Dampfschiffe an, trotzdem sie nördlich der Küste vorliefen und dort wichtige Zufuhranlagen auf nächste Entfernungen mit ihrer Beobachtung mit über 300 Schuß unter verheerenden Artilleriefeuer nahmen“. So weit also haben es unsere „Boote bereits gebracht, daß das „meerüberdrückte Alßion“ nicht einmal seine wüsten Küstengebiete oder wüstenhöfischen Überflüsse fähig ist, demag.

„Zurückgeblieben ist ein bewußtes Garnment, so bei jeder Gelegenheit wider die Wirkung deslicher Wronaten seinen fernt

[illegible]

*) Die nächste Nummer wird aus diesem Anlaß ganz dem Wirten unserer A-Säcke gewidmet sein, worauf wir unsere Les. schon heute hinweisen wollen. Die Schriftleitung.

England im Spiegel der Geschichte. / Von H. Kirchhoff, Vize-Admiral z. D.

Der Große Kurfürst und Friedrich der Große über England.



Ersterkürst Friedrich Wilhelm II. von Brandenburg — der Große — kaiserlich — hatte im Jahre 1675 durch vermietete holländische Schiffe, die unter holländischer Flagge fuhren, in der Nordsee — man denkt: der kleine brandenburgische Fürt in der Nordsee, wo er nicht einen Fuß Rüstenbodens besah — 19 schwedische Schiffe aufbringen lassen, um Schweden auch zur See zu schädigen.

Weitere Maßnahmen des Kurfürsten zur Förderung der Schifffahrt in der Ostsee und für die Schaffung einer Flotte erregten alsdann in dem „neutralen“ England derartig böses Blut, daß dem Kurfürsten in London bedeutet wurde: „Er läte besser, auf eine selbständige Flotte zu verzichten.“

Hierauf ließ Friedrich Wilhelm die bestimmte Antwort erteilen:

„Doch er sich erlauben würde, die Flotte beizubehalten und womöglich noch zu vergrößern, wenn die England r seine Feinde mit Hilfsmitteln unterstützten, so brächen sie die Neutralität und zwingen ihn dadurch, hiergegen Vorkehrungen zu treffen.“ Das war eine mannhafte Antwort des Älteren unter's Marinelaifers auf das hinterlistige Bemühen Englands, um uns schon damals, also vor rund 2 1/2 Jahrhunderten, nicht als einen noch so kleinen Nebenbuhler emporzottern zu lassen.

Aber die Herren Engländer gingen noch weiter vor in derselben Weise.

Man versiegte sich zu weiteren Drohungen in England, als der Kurfürst seinen Übergeekrieg gegen Spanien begann, und sprach sogar von „seeräuberischer Freiheit“. Und das in dem England, von dem die räum. rischen Filibuster und Bulanier unterstützt wurden! Er handelte aber weiter nach seinem Auspruch: „Schiffahrt und Handel sind die fürnehmsten Säulen eines Staats!“ Und in England — schmeich man dann eintheilen!

und in England, die sich gegen die Vertheilung der
Litz und Zölle seines einzigen Verbündeten wäh-
rend der ersten Jahre des Siebenjährigen Krie-
ges erklärt hatten. Er hat sich nach dem Zuri-
ckgehen Englands bitter über solches Verhalten
beklagt. Seine sogenannten Verbündeten hätten
sich durch Überreden mit der Flotte in die Of-
fense gezogen, und hätten sich durch ihre
Flotte ein Herz bei Kolberg gelandet hatten, er
erfolgreich und leicht helfen können. — Aber
England blieb deshalb deshalb mit
seinen Kriegsschiffen und auch seinen
eigenen Kapten der Offense fern, weil von
dorther die Hauptbrosche für seine
Flottenbauten kamen: Holz, Leinwand,
und alle übrigen, nach dem Krieg aus dem
Vordereichen der Flotte dauernd trosten
Nutzen.

Die Unterstützung durch Truppen und Geld blieb außerdem in bescheidenen Grenzen, und stets weit unter dem Versprochenen.

Ja, England ging sogar der Schifffahrt und dem Handel seines Verbündeten oft zu Leibe. Es wurden öfters preussische Schiffe beschlagnahmt, angeblich, weil sie Bannware an Bord führten, obwohl die Reeder und Kapitäne sich genau nach den Verfügungen richteten, die ihnen gegeben waren. Man nahm preussische Mannschaften von neutralen Schi. an fort.

Der König hatte sich genau erkundigen lassen, was man in London unter Konterbande (Wannware) verstand und hatte die Antwort seinen Untertanen genau übermittelt.

Als trotzdem wiederholt preussische Schiffe und Güter von englischen Kapern ohne jedes Recht fortgenommen wurden, beklagte sich Friedrich der Große amtlich darüber. Hieraus wurde ihm die folgende Antwort auf:—

„Das ist englisches Recht und die Regierung könne in den Gang der Justiz nicht eingreifen.“ Und bei dieser Willfür verblieb es; die Handlungen der damaligen englischen Raper waren so gut wie „privilegiertes Seeraub“. Wie heutzutage waren auch damals die Rechtsprüche der englischen Waisengerichte die reinen Rechtsbrüche. —

Friedrich der Große hat sich selbst über solch treuloses Verhalten kraftvoll geäußert. Im Oktober 1761 wurde seinem

Gesandten in London vom Minister Earl of Bute, mit Bezug auf den gemeinsamen Gegner erklärt:

Welche Abtretung Jar Peter III. auch von Preußen fordern wolle, England mache sich anheischig, sie ihm zu verschaffen."

Hierüber hat sich der große König in seinen Schriften wie folgt geäußert:

Das war aber nicht die einzige Treulosigkeit des Ministers gegen den König. Wenn wir hier ungemüßte Ausdrücke wählen, so geschieht es weil schürfliche Handlungen in der Reichsstadt stets mit den niedrigen und abstoßenden Tugenden, die ihnen gebühren, geschildert werden sollten und wäre es nur, um der Nachwelt Abtönuen einzuschießen. Wie man weiß, sind gewisse Schreierinnen des Reichs, die durch Revolutionen, Kriege, allgemeine Noth und sonstiges Elend sich zu einem gemeinen Uebel, ja zu einem Schandmal, wenn man ihnen gewisse Tugenden abnimmt, zu erheben. Und wenn die Presse dererden, Komplotte gegen ihn schmieden, wie sie kaum seine Hände öffnen



Nebstun und der Beherrscher des Meeres"

...Nee — der „Seeherrlicher“ soll sich einen andern Kompannon suchen!!“

Zeichnung von Theo Walldenich



Britannia.
Nach einer englischen Kartatur

konnten, mit Eifer auf seinen Untergang hinarbeiten, ihn verraten und verkaufen, ihn loszulassen meucheln, solche Frevelthaten, so schwarze und verwerfliche Handlungen müssen in ihrer ganzen Schrupflichkeit gebrandmarkt werden, damit das Urteil der Nachwelt alle abschreckt, die ähnlicher Verbrechen fähig sind."

Wie man sieht, ist England sich mit seiner tückischen Hinterlist und rohen Willkür aller seiner Worte und Taten gleich geblieben, handelt nach wie vor voller „Scheußlichkeit“.

England und Preußen 1813—1815.

Das Verhalten des reichen Englands, das sich in den Napoleonischen Kriegen am Seekriege großartig genährt hatte, während der lange Felslandkrieg an den Kräften aller Felslandstaaten gewaltig zehrte, war im Jahre 1813 dem sehr verarmten Preußen gegenüber geradezu erbärmlich. England schloß zu der Zeit nämlich an Unter-

England sagte zu der Zeit nämlich an Unterstützungen für seine Verbündeten: an Schiednen und die Hansestädte sowie an Hannover, für 40000 gestellte Soldaten 40 Millionen Mark; an Rußland für 200000 gestellte Soldaten 37 Millionen Mark; dagegen an den Hauptkriegsteilnehmer Preußen für 280000 gestellte Soldaten 18½ Millionen Mark.

Außerdem lieferte es den 3000 Mannschaften Hannovers 40000 Flinten, dagegen den 120000 Mann der preussischen Landwehr nur 5000 Gewehre, so daß diese zuerst mit Picken eingeübt werden mußten. Alles aus Eiserlucht und Besorgnis vor dem einporstrebenden Preußen.

Darüber hat der Minister Lord Castlereagh im Juni 1815 im Parlament wie folgt berichtet, also kurz vor der Schlacht von Waterloo:

„In England kostet es 60—70 Pfund, einen Mann ins Feld zu stellen. England werde gegen Napoleon nur 50000 Mann selbst stellen und für die übrigen noch außerdem zu stellenden Soldaten 2 1/2 Millionen Pfund zahlen, die unter die kleinen deutschen Staaten zu deren großer Zufriedenheit so verteilt würden, daß sie für den Mann 18 Pfund und 2 Schilling erhielten, worüber sich England als über ein Nationalglück zu gratulieren habe!“

Deutsche Schmach und englischer Krämergeist wieder einmal! Beim Wiener Kongreß ging Preußen schließlich fast leer aus, England hingegen heimste ein großes Kolonialgebiet überall in Übersee ein.

Außerungen berühmter Männer über
England.

Welche hat gelagt, er sei sich nach dem Tode
der „Welchische Napoleon's“ — von Scott —
darüber klar geworden: „Dah England
nie für andere als englische Interessen
eingetreten sei; während die meisten in
England die Vorkämpferin der Rechte
und Unabhängigkeit Europ's gesehen
hätten, hätte England zwar Europa ge-
holfen, die von Napoleon geschmiedeten
Ketten abzuschneiden, aber — indem es
zur selben Zeit in nicht allzu fischer
Weise die Vernichtung der Flotten aller
andern Staaten durchführte.“

1829 sagte Goethe zu Förster:
„Nirgends gibt es soviel Heuchler und
Scheinheilige wie in England.“ —

Erst Moritz Andrii schrieb im Jahre 1814: „Land triß aber, wie es am Tage liegt, nicht edel unter uns noch wie es einem edlen und freien Volke ziemt, das allen andern Völkern ein Beispiel der Gerechtigkeit und Mäßigkeit sein sollte. Es offenbart eine kleinliche Politik des Eigennutzes und die Absicht, unsere Küsten und Eörme in seine Gewalt zu bringen, damit es uns mit seinen Waren überhäufen und unseren Handel und unser Gewerbe vernichten

Präsident Jefferson nannte 1814 die Niederlage Napoleons nur das halbe Werk der Befreiung von unerträglicher Tyrannei; nach seinen Worten „derblich der große Räuber des Ozeans in seiner Allmacht und fand übermächtig da“.

Die Liste ähnlicher Aussprüche von
Ordnern der Literatur und Politik über
das wahre Gesicht des scheinbellen
Albion lesse sich noch mit Eichtigkeit
verlängern. Aber die obige kleine Aus-
wahl mag für heute genügen.



Abb. 1. Flammenförmiges Nordlicht.



Abb. 2. Nordlicht mit Bögen und Streifen.

Die Märchen-sonne des Nordens. / Von Karl Landro.

Wenn das Schiff den Seemann in den hohen Norden trägt, genießt er wohl dort gelegentlich ein bezauberndes Schauspiel in Wäldern, wo sich der Mond nicht allzu stark mit seinem Glanze geltend macht. In oft wund'rbaren Farben strahlt denn das Nordlicht, von dessen Frucht er erzählt, wenn er wieder daheim ist. Und man läßt sich gern von dieser seltsamen Erscheinung berichten, deren Entstehung der Wissenschaft immer noch Rätselgeräth verurtheilt. Wer von uns, die wir in mittleren Breiten leben, hat in seinem Leben schon je ein Polarlicht oder, wie es für und auf der nördlich-naheliegenden Welt, ein Nordlicht gesehelt? In der Theorie ist selbst noch in den Gegenden von Wien und München durchsichtiger eine solche Himmelserscheinung im Jahre zu sehen, aber es ist doch nur wenigen vergönnt, dieses Schauspiel zu bewundern, und wer es gar bewundern will, muß sich auf eine Polarschiff begeben oder sich irgendwo im hohen Norden, etwa in Norwegen, für eine Weile niederlassen. — Das Aussehen des Nordlichtes ist nicht leicht zu beschreiben, weil es überaus mannigfaltig ist. Es erscheint so:

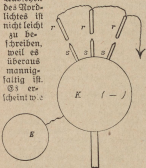


Abb. 3. Vorrichtung zur Erzeugung künstlichen Polarlichtes.

ein Zaubereier, der in tausend verschiedenen Gewändern auftritt. Obwohl es in sich selbst nichts Besonderes hat, so ist es doch, dem aufmerksamen Beobachter

hervor, und wenn sich zwei Gipfel nahe beieinander erheben, so beugen sich wohl zwei solcher Erscheinungen den ihnen einander entgegen, als ob sie sich zu vereinigen suchten. — Es gibt aber auch großartige

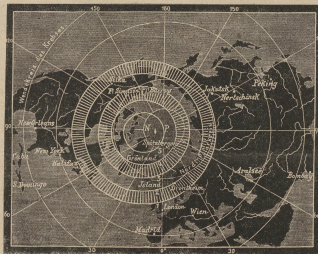


Abb. 4. Verbreitung des Nordlichtes (nach Nordenfjeld)

Erscheinungen. Dem Strom, der die Götter des Nordens führt, entwirft eine sehr anschauliche Schilderung von einem Nordlicht, das die Form einer Krone oder Kuppel angenommen hätte. Er schreibt, „Als

fer Schiff näherte sich der Küste von Norwegen. Am weichen Himmel erblühten wir zwei Wollenschichten, die durch eine glühende Lila-Linien Him-mel deutlich getrennt wurden, den ein gestreiftes, schielendes Band durchkreuzte. Das war der schlichte Beginn eines Nordlichtes, dessen Schönheit alles Derartige übertraf, was wir bisher auf unserer Reise gesehen hatten. Die Ränder der oberen Wolle wurden allmählich heiß, und bald darauf gingen von ihr aus getrennte Flammen, die zuweilen bis zum Zenith klangen. Auf einmal wurde der ganze Horizont von der Erscheinung erfüllt. Nebenbei haben wir Flammen; allenthalben erschienen blendend helle Lichtstrahlen, unten gelb, oben violett, in der Mitte grün. Plötzlich vereinigten sich alle Strahlen zu einer gleichförmigen, leuchtenden Krone, die sich südlich vom Zenith am Himmel bildete. Als die Erscheinung ihren Höhepunkt erreicht hatte, sah sie wie die Kuppel eines ungeheuren Tempels aus, in dem ein strahlender Leuchter hing. Das



Abb. 5. Magnetische Strahlen an den magnetischen Polen.

Schaukel dauerte nur wenig Minuten; aber indem das Licht erlosch, blieb noch eine leuchtende Zone zwischen den Wollen zurück. Von der oberen Schicht gingen in kurzen Zeiträumen fortwährend einzelne Strahlen aus, die in die Höhe flogen, wo sie gleichsam den Streifen machten, welcher eine Krone zu bilden. Und die Ränder der Wollenschichten blieben selbst dann noch leuchtend, als die Strahlen bereits verschwunden waren.“

Sehr schön sind auch gewisse Formen, die man recht treffend mit denjenigen von Vorhängen

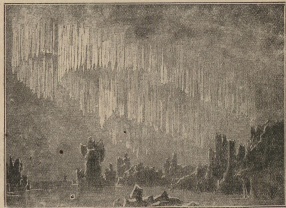


Abb. 6. Vorhangförmiges Nordlicht.

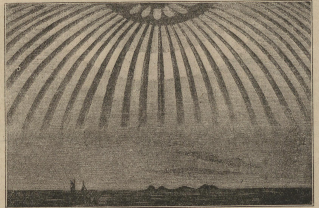


Abb. 7. Kroneförmiges Nordlicht (nach Demström).

Abb. 8. Inklinationsnadel.

Über Atlantis und Nordsee

Des jungen Thomas Steegers Kriegsfahrten, erzählt von H. Wedeer

(8. Forts.)

Wie ich würde ihr der Schmach
stehen, den er nun endlich tragen
konnte, und was würde sie für
Angen machen, wenn sie sich im
Spiegel sah, seine zuckersüße Lola, sein
Himmel auf Erden!

Gegen Schluß der Wache rendierte Piero
den Badbordveranker, als wie ihn die Wache
tragen war. Aber rufende Stöße und
durch wirbelnden Staub, der sich später auf
den Atem legte, flatterte er an dem hoch-
geschützten Koblenberg in die Höhe. Eine
Sicherheitslampe wies ihm mit trübem Schein
in der Finsternis den Weg.

Die Hitze war gewaltig, je weiter man
nach oben kam. Mit dampfenden, pfeifenden
Schlägen bohrte die See gegen die Bord-
wand, und die rot gemalten Fensterläden
troffen von feuchtem Niederschlag.

Piero war ein gutmütiger Kerl. „Du
möchtest hier nicht baden“, dachte er bei sich,
und war doch als Zeiger von Verurs an solche
Umgebung gewöhnt!

Oben, auf dem Kamm des Koblenberges
raufchte es. Rimmer der Auf ließ Piero ent-
gehen.

Er hob die Lampe — ein dunkles Etwas
regte sich, ein Körper, faum von der Koble zu
unterscheiden.

„Hallo!“ rief Piero mit unterdrückter
Stimme.

Ein Stöhnen war die Antwort.

Das Schiff holte über mit mächtigem
Schwung. Koblenstöße kamen ins Rollen, und
mit Sturmwindkraft rammte ein schwerer
Brecher die Bordwand, kaum zwei Meter von
Pieros Kopf entfernt. Der stürzte sich mit
schwebem Feld an den Koblen ab, um nicht ab-
wärts zu führen.

Ein zweiter Brecher folgte — ein
dritter — dann lag das Schiff für eine kurze
Weile wieder ruhiger.

Und nun gelang etwas Merkwürdiges.
Piero, mehr entsetzt als Zufriedener,
traf mit dem menschlichen Wesen im Bad-
bordanker entsetzt oder mindestens erschaut
zu sein, holte unter seiner Jacke einen halben
Eisbrot und einen Knapf mit warmem Eisen
heraus, strakte mit den Händen eine Wunde in
den Koblen zurecht und brachte in ihr die
Lebensmittel unter, so daß sie nicht rutschen
konnten. Nachdem er dies in sorglicher Weise
erledigt hatte, flatterte er zu der Stelle, woher
das Stöhnen gekommen war.

Dort horchte ein Mann! Piero lenkte den
Schein der Laterne auf ihn.

Das Gesicht des Fremden war von einer
dicken Koblenhaushalt überzogen, so daß die
Züge kaum zu erkennen waren. Auf dem Kopf
und Ohren schienen wolle, klopffest, und heller
Schweiß rann ihm über den ganzen Körper.
Soweit von einem Menschenbild überhaupt
noch die Rede sein konnte, verriet er äußerste
Erschöpfung.

Piero wandte die Gebärdensprache an.
Eine andere Versuchung war ansetzen ihm
und dem Fremden in der Einsamkeit des
stidenden, brütenden Koblenpandes nicht
möglich. Er wies auf den Knapf. Der Fremde
nickte und froh langsam zu der Stelle hin, wo
die Speisen standen.

Als er gierig zu essen begann — mit
schwarzverfärbten Händen griff er in den
Knapf hinein, um die ersten Munde zu
füllen, für Pfeffer oder Gabel hatte Piero
nicht geforgt oder nicht fangen können — sah
ihn der Gestaltener teilnehmend zu. „Armer
Teufel!“ wiederholte er bei sich. „Hier haufen
zu müssen, kann nicht anders wie die Hölle
auf Erden sein!“ Und er nahm sich vor, das
Los des Gekerkerten zu erleiden, soweit
es in seinen Kräften lag.

„Die Hauptsache bleibt“, hatte Maschinist
Piccino ihn unterrichtet, „daß der Sonder-
ling nicht entdeckt wird, und zum anderen, daß
er selbst den Zunker nicht eher verläßt, als
ich meine Zustimmung gebe.“ Es handelt sich
um die Austragung einer hohen Wette. Wäg-

lich ist, daß der Mann schlapp macht und ver-
langt, herausgelassen zu werden. „Wenn er
das tut, Piero, dann sage mir Bescheid. Dann
gehe ich selber in den Zunker und sehe nach
ihm, denn guttufen soll ihm selbstverständlicher-
weise nicht.“ Dreimal am Tage bringt du
ihm Essen. Um förgen soll das Geschick,
wenn etwas anderes. Aber was ging ihm das
an? Er tat, was ihm aufgetragen war,
stimmte sich um weiter nichts, dachte nur an
den kommenden Lohn und an seine schlie, eile
Lola, mit ihren wippenden Füßchen und wie-
genden Hüften. Wie eine Nachtigall bewegte
sie sich, zierlich und fein wie ein Vögeln.
Er konnte sie nicht lassen!

Der Fremde hatte sein Mal beendet. Er
machte eine Gebärde des Trinfens.

„Domani!“ sagte Piero, nahm den leeren
Knapf an sich und froh nach unten. Er kam
ins Aufsehen — das Schiff holte wieder ein-
mal mit Macht über — und eine wirbelnde
See schloß sie schnell.

„Armes Suber“, dachte Piero, „mußt hatt
Wasser jetzt den ganzen Dred schluden.
Höchstens um den Befehl meiner Lola machst
ich solch eine Wette. Um anderen Lohn ganz
sicher nicht!“

Das schlechte Wetter hielt an. Es war,
als habe der Wind aller Wetterungsmacht
auf dieser einen Stelle zusammengefallen.
Innerer wilder und wüßlicher stürmten sich die
Wogen, immer schmetternber und schneibender
stolten die Wben über den „Francesco Pe-
tracca“ hin, ließen ihm keine Ruhe, schlugen
wie mit Nietenstücken auf ihn ein.

Und während dieser ganzen angloischen
Zeit hatte der fremde Sonderling auch an
dem hochgeschützten Koblenlagen im Bad-
bordanker. Niemand außer dem Ma-
schinisten Piccino und seinem Vertrauten
Piero wußten um ihn, und Piero wartete
seiner so förgam, wie eine Mutter ihres
Schlingens. Dreimal täglich wurde von ihm
die Zunkerwand auf Wasserdrucksichtigkeit ge-
prüft, und eben so oft bekam das lichtlose Wesen,
das immer noch die stidige und heiße Koblen-
luft frischem Oyon vorzuziehen schien, von ihm
zu essen.

Piero kam es so vor, als ob der arme
Mensch mehr und mehr verliere. Das Essen
holte er förgsam mit beiden Händen aus der
Schüssel, um es nicht zu verschütten, und
aufzukauen. Seine Augen rollten dabei wie
die eines wütenden Raubtieres, er söhnte
bisweilen anglo auf und das lang mar-
erschüttern! Aber nicht ein einziges Mal ver-
riet der Einsamkeit die Wölkheit, die Fesseln seiner
freiwilligen Gefangenschaft zu pressen.

In seinem Inneren sah es aber anders aus.
Zunehmend von Wafen hatte er den Schatz-
erzogen, ob er es überhaupt noch ausbal-
len könne, ob ihn nicht die nächste halbe Stunde
schon dem Wahnsinn in die Arme treiben
müsse. In der ewig finsternen, von Koblen-
staub durchwirbelten, feuchtheißen Luft war es
ja schon nach Verlauf der ersten Stunde kaum
hinzu zu denken, wie er den Schatz-
erzogen, ob er es überhaupt noch ausbal-
len könne, ob ihn nicht die nächste halbe Stunde
schon dem Wahnsinn in die Arme treiben
müsse. In der ewig finsternen, von Koblen-
staub durchwirbelten, feuchtheißen Luft war es
ja schon nach Verlauf der ersten Stunde kaum
hinzu zu denken, wie er den Schatz-
erzogen, ob er es überhaupt noch ausbal-
len könne, ob ihn nicht die nächste halbe Stunde
schon dem Wahnsinn in die Arme treiben
müsse.

Tag und Nacht gingen vorüber. Man
unterschied sie nicht, konnte sie nicht unter-
scheiden. Aber, daß sie sich zur Einigkeit
dehnten, das empfand der Einsamkeit in fürchter-
licher Qual.

Die Zeit ermah er daran, wenn ihm das
Essen gebracht wurde. Das war bei der auf-
gelegten Unfähigkeit der einzige Anhalt, der
ihm blieb.

Schlafen, Ruhe gab es nicht. Nur ein
gleichmäßig dumpfes Hindämmern und Brül-
len.

„7 Morgen.“

ten. Und immer die made Sorge, der Wahn-
sinn bräde aus vor heißem Zögern nach
Luft und Licht, vor der Sehnsucht, sich zu
waschen, sich auszurufen und unter Menschen
zu kommen!

Aber mit eiserner Energie zwang der Ein-
samer selber die Augen nieder. Ihn hand-
elte ein hohes Ziel vor Augen, das er erreichen
mußte, sollte es, was es wolle!

So war der vierte Tag gekommen, seitdem
„Francesco Petracca“ die Rede von Furcht
verlassen hatte.

Pöhlisch klopfte das Schiff.
Es hatte seit einer halben Stunde die
heftigen Schlingerbewegungen aufgegeben und
lag nun, sich leise wiegend, schneiber auf der
Stelle.

Der einsame Mensch im Zunker verfolgte
dessen Vorgang voller Spannung, und er zer-
brach sich den Kopf, was ging vor? Doch
sonnte sich die Einsamkeit in Genuß sein!
Es verging eine geraume Zeit, wohl eine
Stunde und mehr. Noch immer wartete sich
der Dampfer nicht.

Da wurde die Zunkertür geöffnet, plöz-
lich, wie mit einem gewaltigen Ruck, und
heller Lichtschein flutete unter herein.

Der Einsame erschrak. Sonst und wie eine
Karte kam er an Entzagen hoch, die sich im
Inneren eines Schachts befanden, der die Auf-
gabe hatte, den Zunker bei der Koblenüber-
nahme mit dem Oberdeck zu verbinden. Der
Schacht war jetzt geschlossen. Es war tod-
dunkel in ihm.

Darf bis oben kam der Mann und
preßte sich dann gegen die Schachtwand.

In dem Badbordveranker war es in-
zwischen lebendig geworden. Mehrere Men-
schen betreten ihn und leuchteten ihn förg-
flichtig ab. Voran Piero und Maschinist
Piccino, hinter ihnen drei andere Männer,
ein Offizier und zwei in Mannschaffsuniform.
Die drei letzten des Gehörtnisses des Zunker-
zu ergründen suchten, waren aber keine Ita-
liener, sie gehörten auch nicht zum Schiff.
Engländer waren es, Angehörige der briti-
schen Marine!

Der Gibraltar war „Francesco Petracca“
zum Stoppen gezwungen worden. Nun suchte
man das Schiff ab, ob sich deutsche Wehr-
pflichtige an Bord befänden.

Piero und sein Gönner hatten ängstliche
Mienen, als sie den Zunker betraten. Als sie
die Stätte aber leer fanden, da gewann ihr
Inneres ein Gleichgewicht wieder.

Piero vermochte sogar ein leises Schmun-
zeln nicht zu unterdrücken. Er biß sich ab
wohlwollend, nach dem Schacht hinzublicken.
Über den scharfen Augen der Briten ent-
ging nichts. Sie nahmen es ziemlich genau
mit ihrer Aufgabe.

Der Offizier gab einem seiner Leute einen
Wink. Der stieg bis zum Kamm des Koblen-
berges hoch, leuchtete in den Schacht hinein,
aber, vom Wölkchen der eigenen Lampe ge-
blendet, entdeckte er nichts.

„All right“, gurgelte daraufhin der Offi-
zier hervor, und die Kommandierung verließ den
Zunker.

Der Einsame stieg abwärts. Seine Arme
und Beine bebten. Erschöpft brach er auf
seinem Koblenlager aufzukehen.

Beim nächsten Mal brachte Piero als
Trost und Stärkung eine halbe Flasche „Vino
Tinto“ mit.

Sehn Tage dauerte die Fahrt des „Fran-
cesco Petracca“ von Nabeira bis Genua, und
wolle zehn Tage verstrichen auch der Einsame
in seiner Koblenkräft.

Endlich ließ sich die Erstbühnung!

Mit dem letzten Gefühnapp brachte Piero
einen von Maschinist Piccino geschrie-
benen Zettel, auf dem eine besondere An-
weisung fand.

(Fortsetzung folgt.)

7) Stolzen.

Bilder der Zeit

Meeresstiere, welche Seide spinnen.

Verschiedene Meeresmuscheln, vor allem aber die Stiedmuscheln (Pinna), die Riesenmuschel (Iridacna gigas) und auch einige Miesmuschelarten sondern aus einer Brüste ihres Tisches einen an Leim oder flüssiges Gummi erinnernden Stoff ab, der an der Luft bzw. im lufthaltigen Wasser schnell erhärtet. Mit Hilfe eines besonderen Spinnapparates am Ausgange der Fußdrüse, ähnlich dem der Seidenraupe und Spinne, zieht die Muschel die flüssige stiebertige Masse in Fäden aus, womit sie sich an Felsen, Holzstücken und anderen Gegenständen festsetzt. Von solchen Fäden bildet das Tier immer ein ganzes Bündel, welches ebenso fest ist, wie ein solches von allerhöchster, frästlicher Seide, womit namentlich die Fäden der Stiedmuschel auch ziemlich die allgrößte Ähnlichkeit haben. Bei der über einen Meter lang werdenden Riesenmuschel leistet das belagte Fadenbündel jedem Versuche, das Tier von seiner Unterlage abzureißen, einen solchen Widerstand, daß man daselbst mit einem scharfen Beile durchschlagen muß, um seiner Schalen habhaft zu werden. Die Tierfunde bezeichnen dieses Fadenbündel als Byffus, und das ist auch der Name, den die Muschelleide im Handel bekommen hat. Die von verschiede-

nen Arten der Stiedmuschel gewonnenen Byffusfäden werden nämlich schon seit undenklicher Zeit zu Geweben benutzt, die einen sehr hohen Preis erzielen. Die von der edlen Stiedmuschel (Pinna nobilis) erzeugten Fäden sind sehr dünn und fein, dabei drei bis acht Zentimeter lang oder auch wohl noch länger. Sie ähneln an Glanz sowie Härte der ungewirnten Seide und haben meistens eine gelbbraune, gunkelnde oder eine silberfarbige, schwarze oder auch wohl blaue Färbung.

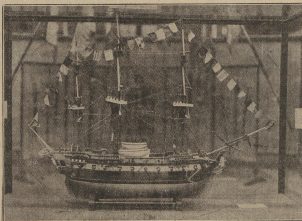
Die Stiedmuscheln leben meistens auf etwas schlammigem Meeresgrunde, besonders in den südlichen Meeren, und zwar in

einer Tiefe von 2 bis 120 Meter. Beide Schalen sind ziemlich gleich, tellerförmig und erreichen den Tropen wohl eine Länge von nahezu einem Fuß. Um die Muscheln vom Meeresgrunde abzureißen, zieht man sie in Sgillen, wo ziemlich viel Byffusleide gewonnen wird, mit einer Gabel auf, deren Finken sehr lang sind. Diese von den Fiskern als „Klammer“ bezeichnete Gabel hat außerdem einen sehr langen, hölzernen Stiel, damit man die meisten Stiedmuscheln in Tiefen von

5 bis 10 Meter antrifft. Sind von den eingesammelten Byffusfäden die brauchbarsten abgetrennt, so wäscht und trocknet man sie, um sie dann mit einem sammtartigen Instramente zu schlichten. Klammern werden die Fäden gelponnen und zu Geweben verarbeitet. Sehr häufig spinnt man auch einzelne Seidenfäden in die Byffusfäden ein und wäscht sie mit Zitronensaft, um ihnen dann durch Säugen mit einem heißen Eisen einen besonders schönen Glanz zu verleihen. Vornehmlich werden aus der Meeresseide Schals, Mägen, Strümpfe, Handschuhe und Geldbörsen hergestellt.

In Palermo und Tarent hat sich aus der Gewinnung der Byffusleide eine bedeutende Industrie entwickelt. Die dort hergestellten Gewebe sind sehr elegant und weitverbreitet mit der allerbesten Seide. Auch in Südfrankreich wird in einigen Orten Muschelleide verarbeitet. — Bei den Völkern des Ralfischen Altertums fanden die aus Byffusleide angefertigten, unter dem Namen „tarentinische Gewänder“ in den Handel kommenden Gewebe sehr hoch im Preise. Im Jahre 1754 erhielt Papst Benediktus XV. ein Paar Strümpfe aus Byffusleide zum Geschenk, die so dünn und fein waren, daß man sie in eine Nadel von der „öhe einer Schnupftabakspife legen konnte. Ein Gewand aus Muschelleide wird von dem Schriftsteller Procopius auch als ein Geschenk des römischen Kaisers an den Satrapen von Armenien erwähnt. Auf der Londoner Weltausstellung im Jahre 1862 erregten Strampfen und Handschuhe aus Muschelleide allgemeine Bewunderung, die von der Firma G. Belfi Magnetti in Sagliari ausgestellt waren, und ebenso war es auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867, wo derartige Gewebe von der Firma Paul Montego in Mail zuerkauften Preisen schnellsten Absatz fanden.

Doch noch heute die Gewebe aus Byffusleide sehr geschätzt und teuer bezahlt werden, ist sehr wohl zu erklären, denn sie vereinigen mit ihrem schönen Aussehen außerordentliche Festigkeit, Dauerhaftigkeit und Weichheit. Dr. G.



Modell eines bewaffneten Handelsschiffes aus der Zeit des Herzogs von Kurland. (Gemeinde.)
Von der Kurlandausstellung im Kunstgewerbemuseum zu Berlin, die vom Statutarischen Auslandsinstitut veranstaltet wurde und ein Bild von der Entwicklung des Deutschtums in Kurland geben soll.



Eisgang auf der Elbe.
Eisbrecher bahnt einem Handelsdampfer den Weg

Zeichnung von S. Rothmann

